

JAHRESLEITGEDANKE 2021

VON DER HOFFNUNG BEWEGT

**„SEHT, ICH MACHE
ALLES NEU.“**

OFFB 21.5

**Kommentar zum
Jahresleitgedanken**
des Generaloberen Don Ángel
Fernández Artime SDB für die
Don-Bosco-Familie 2021



INSTITUT FÜR
SALESIANISCHE
SPIRITUALITÄT

Don Ángel Fernández Artime SDB
Generaloberer der Salesianer Don Boscos

JAHRESLEITGEDANKE

**VON DER
HOFFNUNG
BEWEGT**

**„SEHT, ICH MACHE
ALLES NEU.“**

OFFB 21.5

**Kommentar zum
Jahresleitgedanken des Jahres 2021
für die Don-Bosco-Familie**

Herausgegeben vom
Institut für Salesianische Spiritualität
Benediktbeuern

Impressum

Herausgeber:

Institut für Salesianische Spiritualität

Don-Bosco-Str. 1

83671 Benediktbeuern

Deutschland

Tel.: 0049 / (0)8857 / 88-201

E-Mail: iss@donbosco.de

Homepage: www.iss.donbosco.de

Übersetzung: Barbara Klose (Chemnitz)

Redaktion: Clemens Schwaiger SDB (Benediktbeuern)

Titelfoto: Klaus D. Wolf

Layout: Don Bosco Medien GmbH

Druck: Don Bosco Druck & Design, Ens Dorf

Benediktbeuern 2021

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung	4
1. EINE WELTWEITE REALITÄT, DIE UNS HERAUSFORDERT UND DIE WIR NICHT IGNORIEREN KÖNNEN	5
2. WAS MEINEN WIR MIT DER HOFFNUNG, VON DER WIR SPRECHEN? ..	9
3. WELCHE INTERPRETATION KÖNNEN WIR ALS GLÄUBIGE ANBIETEN? .	12
4. EIN BLICK AUF UNSERE URSPRÜNGE UND AUF VIELE GLAUBENSZEUGEN IN UNSERER FAMILIE	17
5. SALESIANISCHE LESART DES GEGENWÄRTIGEN AUGENBLICKS	23
6. EINE DON-BOSCO-FAMILIE, DIE ZEUGE DER HOFFNUNG IST	30
6.1. Entdecken wir erneut, dass „Glaube und Hoffnung Hand in Hand gehen“	30
6.2. Lernen wir, dass das Gebet Schule der Hoffnung ist.	32
6.3. Lasst uns mit dem Sinn für die Mühen des täglichen Lebens wachsen.....	33
6.4. Lasst uns die Hoffnung vor allem in den schwierigen Zeiten des Verlusts leben.....	35
6.5. Die Hoffnung als entschiedene Rückkehr zu den Armen und Ausgeschlossenen.	36
6.6. Sich im Schmerz der anderen wiedererkennen.	38
6.7. Sich zur Hoffnung zu bekehren, bedeutet, an den Plan des Evangeliums zu glauben.	40
6.8. Eine konkrete Verpflichtung für die Don-Bosco-Familie	41
6.9. Eine Wahrheit, die wir als Ergebnis dieses Jahresleitgedankens vertiefen müssen	41
7. MARIA VON NAZARETH, MUTTER GOTTES, STERN DER HOFFNUNG ...	43

Vorbemerkung

In allen Teilen der Welt, egal welcher Nation oder Religion, wird das in allen Köpfen festhaftende „Bild des Jahres“ ein alter, in weiß gekleideter Mann sein, ganz allein auf dem großen, weiten Petersplatz in Rom, am 27. März 2020, einem regnerischen Nachmittag gegen Sonnenuntergang. Dieser Mann war Papst Franziskus, der noch nie während eines Gebetes so allein war, aber gleichzeitig auch noch niemals so von der gesamten Menschheit begleitet wurde. Mit dieser Geste hat er unserer Welt mit ihren verschiedenen Ethnien, Kulturen, Nationen und Religionen ins Gedächtnis gerufen, dass Gott fähig ist, auch äußerst verheerende und schmerzliche Realitäten zum Guten zu führen. Und er hat uns aufgefordert, barmherzig auf unseren armseligen Glauben zu schauen.

Was wir in den letzten elf Monaten erlebt haben, ist zweifelsohne eine Herausforderung für uns, die wir nicht ignorieren können, so als ob nichts passiert wäre oder als ob es jetzt vorbei wäre.

1. EINE WELTWEITE REALITÄT, DIE UNS HERAUSFORDERT UND DIE WIR NICHT IGNORIEREN KÖNNEN

Ich könnte mit keiner einzigen Seite den Jahresleitgedanken 2021 kommentieren, wenn ich das ignorieren würde, was gleichzeitig die ganze Menschheit in allen Ländern getroffen hat. Wir leben in sehr schwierigen Zeiten; wir haben etwas erlebt, was wir uns nie hätten vorstellen oder erahnen können. Wir stellen uns viele Fragen, die noch immer nicht beantwortet werden können, und hören, dass das baldige Ende dieser Pandemie verkündet wird, obwohl Bestätigungen in diesem Sinn fehlen. All das ist Folge von COVID-19: eine Infektionskrankheit, die durch ein bis dahin dem Menschen unbekanntes Virus verursacht wird.

Das Außergewöhnliche dieses gegenwärtigen Augenblicks berührt uns tief. In der Tat haben nicht einmal die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Krisen der letzten Jahrzehnte so viel Angst in der Welt gesät wie diese Pandemie. Angst, Schmerz und Unsicherheit, Tränen, Verlust und Verzweiflung haben die Herzen der Reichen und Armen gefüllt, von berühmten und unbekannt Menschen, von großen und kleinen. Es handelt sich zweifelsfrei um die größte globale Krise der letzten siebenzig Jahre. Und die Entscheidungen, die von den Regierungen getroffen werden müssen, werden für sehr lange Zeit die ganze Welt beeinflussen: nicht nur die Wirtschaft, sondern auch die Politik, die Kultur und selbst die Sicht des menschlichen Wesens.

Während dieser Monate haben wir vielen großzügigen Gesten der Hingabe und des Opfers beigewohnt. Es scheint mir gerechtfertigt, unter allen besonders an den heldenhaften Einsatz der im Gesundheitswesen Tätigen zu erinnern, die bis zur Erschöpfung gearbeitet haben; an die Menschen, die die für das gesellschaftliche Zusammenleben notwendigen Dienstleistungen garantiert haben; an die Menschen, die sich um die gesellschaftliche Ordnung gekümmert haben, und an einige Politiker, nicht alle, die ihre eigene Verantwortung ehrlich und vorausschauend wahrgenommen und parteipolitische Rivalitäten beiseitegelassen haben.

Dennoch gab es auch durch Egoismus gekennzeichnete, beschämende Situationen, in denen man medizinische Versorgung oder Ausrüstung nicht teilen wollte, ohne zu verstehen, dass diese globale wirtschaftliche Krise eine weltweite Antwort fordert und immer mehr fordern wird.

Auf jeden Fall sprechen die Zahlen für sich. Am Ende des Jahres 2020 sind 80 Millionen Menschen infiziert und 1.800.000 gestorben. Darüber hinaus zeigte sich COVID-19 von seiner schlechtesten Seite: Isolierung, Tod in totaler Einsamkeit, gebrochene Herzen bei vielen Familien.

Es besteht kein Zweifel, dass dies alles viele unserer angeblichen Sicherheiten ins Wanken gebracht hat. Alle Länder versuchten ihren Staatsangehörigen ein Gefühl von Sicherheit zu vermitteln. Es wurde eine in der Kriegsführung übliche Sprache genutzt: „Alle gegen das Virus! Wir werden es besiegen“. Man sagte: „Früher oder später werden wir es sicherlich besiegen“. Ich war sehr beeindruckt, als vor einigen Monaten weltweit einige Städte sich selbst und ihre eigenen Einwohner mit Slogans ermutigt haben, die die Angst vertreiben sollten. Es handelte sich um Botschaften wie die folgenden:

- In Bristol trägt ein Paddington-Bär an einem Haus die folgende Botschaft: „Die Kunst des Überlebens. Schützt Euch“.
- In Tokio befand sich auf dem Gebäude „Tokyo Skytree“ die folgende Botschaft: „Gemeinsam können wir siegen“.
- In Mexikostadt hat das Hotel Barceló folgenden Schriftzug auf sein Gebäude geschrieben: „Mexiko wird vereint widerstehen und stärker daraus hervorgehen“.
- In der belgischen Stadt Antwerpen konnte man diese Botschaft auf einem Haus lesen: „Auch dies wird vorübergehen. Eine bessere Zeit wird kommen. Und sie wird ruhmreich sein“.
- In Ontario, Kanada, haben viele Hotels an den Niagarafällen die Zimmerbeleuchtung genutzt, um herzliche, hoffnungsvolle Botschaften zu schreiben.
- Und in Vancouver sagt eine auf die Wand eines geschlossenen Geschäftes gemalte Botschaft folgendes: „Wir lieben dich Vancouver. Pass auf

dich auf. Halte durch. Kehre bald zurück. Bleibt auf Distanz und bleibt verbunden. Wir schaffen das. Wir werden auch das überstehen“.

Sicherlich betrachte ich all das mit Respekt. Wie sollte es anders sein. Aber es erscheint mir wenig, sehr wenig, unzureichend, um das Herz und das Leben zu verstehen, zu erklären und sogar einzubeziehen. Ich habe das Gefühl, dass wir etwas viel Tieferes und Lebendigeres brauchen, etwas, das es uns erlaubt, das heute Erlebte in unseren Herzen ankommen zu lassen und uns innerlich zu beruhigen. Dabei dürfen wir andererseits nicht vergessen, dass es viele weitere Pandemien gibt, die sich gerade in unserer Welt abspielen. Diese schlagen hart zu, wenn auch nicht alle, und sie machen nicht so viel Lärm, weil sie weit entfernt sind. Wir dürfen sie als Gläubige und als Don-Bosco-Familie nicht ignorieren und vergessen. Ich beziehe mich auf die 32 Kriegsherde, die aktuell während COVID-19 aktiv sind; ich spreche vom Waffenhandel, der nicht angetastet oder verringert, sondern sogar vermehrt wurde. Ich denke, dass andere schreckliche endemische Situationen nicht weniger schlimm sind als die heutige Pandemie, auch wenn sie keinen Einfluss auf die Wirtschaft der Länder haben und deswegen nicht zählen. Papst Franziskus stellt dies ganz richtig mit den folgenden Worten über die Jugend dar, die aber auch Erwachsene und manchmal ganze Familien betreffen: Viele „Jugendliche [leben] in Kriegsgebieten und [erleiden] zahllose Formen der Gewalt wie Entführung, Erpressung, organisiertes Verbrechen, Menschenhandel, Sklaverei und sexuelle Ausbeutung, Kriegsvergewaltigung usw. [...] Zahlreiche junge Menschen leben in einer Umgebung von Verbrechen und Gewalt – weil sie dazu gezwungen werden oder keine Alternative haben: als Kindersoldaten, in bewaffneten kriminellen Banden, im Drogenhandel, im Terrorismus“.¹

Und dann frage ich mich: Was bedeutet diese „neue Normalität“, von der so viel gesprochen wird? Was bleibt in jedem von uns nach diesem Jahr zurück? Wird es zu einem verrückten Wettrennen kommen, um die „verlorene Zeit“, die verlorene Wirtschaft wieder aufzuholen? Wird es nur ein schrecklicher Alptraum gewesen sein oder wird im Gegenteil etwas

¹ Papst Franziskus, *Christus vivit*, 72.

Positives in vielen Menschen, in der Organisation der Gesellschaften zurückbleiben? Bringt die „neue Normalität“ etwas wirklich Neues, wird sie einiges zum Besseren ändern?

Ich weiß nicht, was uns erwartet, aber ich ahne, dass es einen Weg gibt, den wir als Don-Bosco-Familie gehen könnten und der uns sehr gut tun würde, indem wir gleichzeitig unseren bescheidenen Beitrag für andere anbieten.

2. WAS MEINEN WIR MIT DER HOFFNUNG, VON DER WIR SPRECHEN?

„Schau, ich habe es in diesen Monaten entdeckt: Die Hoffnung ist wie das Blut: Wir sehen sie nicht, aber sie muss da sein. Das Blut ist das Leben. So ist die Hoffnung: Sie ist etwas, das drinnen zirkuliert, das zirkulieren muss, das dich lebendig fühlen lässt. Wenn du sie nicht hast, bist du tot, bist du erledigt, gibt es nichts zu sagen ... Wenn du keine Hoffnung hast, ist das, als wenn du kein Blut mehr hättest ... Vielleicht bist du unversehrt, aber du bist tot. Genau so ist es“.²

In diesen Monaten habe ich mehrmals gedacht, dass die Art, wie wir das deuten, was wir gerade erleben müssen, nicht wie üblich sein darf. Wir werden nicht von Interessen angetrieben, die denen der Hotelketten oder Fluggesellschaften ähneln. Es soll nicht geleugnet werden, dass das, was auf moralische Weise Arbeitsplätze und Lebensgrundlagen schafft, an sich gut ist, aber wir haben weder den Tourismus im Blick, der aktiviert werden muss, noch eine wachsende Produktivität (sie sagen uns: Es braucht das Doppelte von dem, was war, um die verlorene Zeit aufzuholen und den Stillstand, den wir erlebt haben, zu überwinden).

Auch wenn das alles richtig ist, fehlt noch etwas in unserer Sichtweise, bei unserer Interpretation und bei dem, was uns motiviert und zum Handeln bewegt. Deshalb ist es für mich klar, dass wir das „Danach“ nicht angehen können, uns einer „neuen Normalität“ nicht stellen können, ohne aus der *Hoffnung* zu leben. Keine Zukunft ist absolut und endgültig, wenn sie nur vom Menschen abhängt. Der Mensch entwirft sich selbst und streckt sich immer aus nach etwas Anderem. Es scheint, dass das Erreichte immer schon der halbe Weg zu etwas Neuem ist. Wir streben immer nach etwas mehr und sind stets in Erwartung.

Das ist der Grund für die Wahl des Themas für den diesjährigen Jahresleitgedanken.

² G. Colombero, *La malattia: una stagione per il coraggio*, Rom: Paoline 1981, S. 66.
[A.d.Ü.: Eigene Übersetzung]

Was ist also *Hoffnung*? Wovon sprechen wir, wenn wir *Hoffnung* sagen? Von welcher Art *Hoffnung* sprechen wir?

Das ist eine Wirklichkeit, die mich fasziniert. Sehr viele Autoren haben über Hoffnung aus sehr verschiedenen Blickwinkeln nachgedacht.³ Wir können von Hoffnung wie von einer menschlichen Haltung sprechen. Wir können von Erwartung, erwarten und *hoffen* sprechen. Ich werde keine komplexe Unterscheidung, wie die von Thomas von Aquin vorgeschlagene vornehmen. Thomas von Aquin unterscheidet zwischen Hoffnung als Leidenschaft, Hoffnung und Stärke (oder Großmut) sowie Hoffnung als theologischer Tugend. Dafür ist hier weder der Ort noch der Augenblick. Was ich sagen möchte, ist, dass der Mensch zu hoffen berufen ist. Und ob er will oder nicht, er muss sich immer, mehr oder weniger bewusst, entscheiden zwischen der Öffnung zu einem Horizont der Fülle und dem Festhalten an den Grenzen der greifbaren „Hoffnungen“, die man fühlen und anfassen kann.

Diese natürliche Offenheit des Menschen für die Hoffnung ist nicht dasselbe wie die christliche Hoffnung, auch wenn sie Teil der Identität des Menschen als Mann oder Frau ist.

So wie man in der Philosophie im Sinne des cartesianischen Prinzips sagt: „Ich denke, also bin ich“, könnte man auch sagen: „Ich lebe, also hoffe ich“. Ohne Hoffnung wäre das Leben kein Leben, würde der Sinn desselben fehlen, weil die menschliche Existenz es tatsächlich nicht ertragen kann, in der Verzweiflung zu leben, das heißt „ohne Hoffnung“.

Hoffnung ist aber weder ein einfacher Wunsch, weil der Wunsch immer etwas Konkretes und Bestimmtes anstrebt. Noch lässt sich *Hoffnung* auf reinen Optimismus reduzieren, dessen Ziel in der Berechnung und Vorhersage eines positiven Ergebnisses besteht. *Hoffnung* betrifft im Gegenteil voll und ganz den Menschen und hat etwas mit Hingabe und Vertrauen zu tun. In der Tat ist der Mensch Projektion und Tendenz zu

³ In der Theologie und der Geschichte der Philosophie finden sich der hl. Paulus, der hl. Augustinus, der hl. Johannes vom Kreuz, Luther, R. Bultmann und J. Moltmann, um nur einige zu zitieren. Außerdem R. Descartes, I. Kant, C. Baudelaire und M. Heidegger, G. Marcel und J.-P. Sartre, R. Le Senne, O. F. Bollnow und einige spanisch-sprechende wie Miguel de Unamuno, José Ortega y Gasset und der große Schriftsteller Manuel Machado.

einem „Mehr“, zu dem, was jenseits des Vorhersehbaren liegt, zu etwas wirklich Neuem.

Was eben beschrieben wurde, ist eine Welt, die viele *Zeichen für Unmenschlichkeit* hat. Ich meine, das ist unbestreitbar und für jeden offensichtlich. Wir möchten nicht, dass es so ist, aber es ist tatsächlich überall so. Dennoch können wir auch in dieser Welt mit so vielen unmenschlichen Merkmalen eine andere Haltung leben. Es gibt denjenigen, der klagt und negativ eingestellt ist, mit einem verhärteten Herzen. Zum Glück gibt es aber auch viele, die versuchen, von einer Dynamik angetrieben zu leben, die sie dahin bringt, das Leben zu suchen, zu versuchen, das Beste zu tun, sich darauf zu konzentrieren, aus Liebe und Dienst zu leben, in der Dynamik der Hoffnung zu arbeiten. Und wenn wir von der *Hoffnung* bewegt leben, erfahren wir, dass Liebe, Dienst und ein von Menschlichkeit erfülltes Herz in einer Welt, in der es auch so viel Entmenschlichung gibt, vollen Sinn haben. Nach unserer Sichtweise ist für den Menschen die *Hoffnung* nämlich ein Bestandteil der Liebe. Das ist es, was uns der heilige Paulus sagt, wenn er im Hohelied der Liebe im ersten Korintherbrief beteuert, dass „die Liebe alles hofft“ (1 Kor 13,7).

3. WELCHE INTERPRETATION KÖNNEN WIR ALS GLÄUBIGE ANBIETEN?

Diese Pandemie wird sicherlich in einigen Monaten aufhören. Andere „Pandemien“, die in sich die Geißel der Entmenschlichung tragen, werden nicht mit einer Impfung verschwinden. Es ist gewiss richtig, die Coronavirus-Pandemie zu untersuchen und einen Impfstoff zu finden. Früher oder später wird es einen geben. Man ist auf dem Weg dahin und wir sind darüber sehr glücklich.

Viele quälende Fragen sind in diesen Monaten in viele Herzen gedrun- gen. Die Frage nach dem Sinn oder Nicht-Sinn von all dem war präsent. Das ist eine legitime und sehr menschliche Frage. Diese harte Realität des Bösen und des Leids, die die Welt heute durchmacht, scheint die Menschen eher zu Empörung und Protest zu treiben als zum Glauben, eher zum Zweifel als zur vertrauensvollen Hingabe. Aber dennoch gibt es vor oder neben diesem menschlichen Schrei (für uns Gläubige) immer Gott.

Der christliche Glaube zeigt ständig, wie Gott durch seinen Geist die Geschichte der Menschheit begleitet, auch unter den widrigsten und ungünstigsten Bedingungen. Er ist der Gott, der zwar nicht leidet, aber Mitleid hat, wie es der heilige Bernhard von Clairvaux sehr schön ausdrückt: „*Impassibilis est Deus, sed non incompassibilis*“ (Gott kann nicht leiden, aber mitleiden).⁴ In der Heilsgeschichte lesen wir, dass Gott sein Volk niemals verlässt, sondern immer mit ihm vereint bleibt, besonders wenn das Leid sehr stark wird. Gott hat uns nicht verlassen, er ist nicht weggegangen, sondern er leidet in und mit denjenigen, die aufgrund dieser Geißel leiden. Er fährt fort zu retten, so wie er durch so viele, die ihr Leben für andere riskieren, gerettet hat, durch so viele, die dienen und mit hoher Professionalität für andere da sind.

⁴ Bernhard von Clairvaux, *Predigten über das Hohelied*, XXVI, 5, in: PL 183, 906.

In dieser ganzen Zeit scheint dieses „diskrete Handeln Gottes“, der nur mit dem stillen Ruf seiner Liebe⁵ eingreift, für viele unerträglich zu sein. Ein Gott, der sich solidarisch zeigt, indem er uns begleitet; weit entfernt von dem Bild eines mächtigen Gottes, der eingreift, um die Dinge „magisch“ zu ändern. Wir sprechen dagegen von Gott, der „alles neu macht“ (vgl. Offb 21,5), weil das sein Plan ist. Durch das Erlösungswerk Seines Sohnes erwacht der Mensch zusammen mit den anderen Geschöpfen zum Leben und lässt Seufzen und Leiden hinter sich, wovon die Schöpfung vorher erfüllt war, welche sich durch Gottes schöpferisches Eingreifen erneuert. Es ist, als ob Gott selbst die Menschen einlädt, auf das zu schauen, was er in der Geschichte vollbringt und was er am Ende der Zeit zur Vollendung führen wird. Wir sind als christliche Gemeinschaft gerufen, unsere Gegenwart zu erkennen und Gottes Handeln zu deuten, der das Versprechen des Bundes hält, nämlich Sein Volk (und jeden Einzelnen) mit Seiner machtvollen Gegenwart im Angesicht des Bösen und gleichzeitig mit Zärtlichkeit für diejenigen, die auf Ihn vertrauen, zu begleiten.

Angesichts dessen fühlen wir Gläubigen uns durch den Glauben, der zur Hoffnung wird, erleuchtet. Papst Benedikt XVI. sagt dazu: „Erlösung ist uns in der Weise gegeben, daß uns Hoffnung geschenkt wurde, eine verlässliche Hoffnung, von der her wir unsere Gegenwart bewältigen können: Gegenwart, auch mühsame Gegenwart, kann gelebt und angenommen werden, wenn sie auf ein Ziel zuführt und wenn wir dieses Ziels gewiß sein können; wenn dies Ziel so groß ist, daß es die Anstrengung des Weges rechtfertigt.“⁶

Die christliche Hoffnung ist geschichtlich und gründet auf einem tiefen Vertrauen in Gott, den Gott Jesu Christi, der sein Volk niemals verlässt und immer bei ihm ist.

⁵ Gemäß dem bekannten Ausspruch von Christian Duquoc, der die völlige Autonomie der Geschichte behauptet. A.d.Ü.: Christian Duquoc (1926–2008), französischer Dominikaner.

⁶ Papst Benedikt XVI., *Spe salvi*, 1.

Es ist eine Hoffnung, die über alles hinausgeht, was die menschlichen Erwartungen des „hier und jetzt“ befriedigen kann, die Erwartungen dieses gegenwärtigen Moments, der nur mit eigenen Ressourcen oder durch die uns zur Verfügung stehenden menschlichen und materiellen Mittel gestützt wird. Die Hoffnung, von der wir sprechen, ist auf das Versprechen Gottes gegründet, der dessen bester Garant ist.

Die Hoffnung, die uns bewegt, lässt jede kleine Hoffnung des Menschen fruchtbar werden und zeigt die großen Werte, in die die Menschheit ihre besten Energien gesteckt hat: Wahrheit, Güte, Gerechtigkeit, Solidarität, Frieden, Liebe usw. Diese Werte verwandeln sich nicht in Utopien, sondern werden verwirklicht, konkret und Stück für Stück durch den großen Plan, den Gott immer für die gesamte Menschheit vorbereitet hat und der in Jesus Christus endgültig wird. Das ist die Hoffnung, die uns bewegt.

„Die wahre, die große und durch alle Brüche hindurch tragende Hoffnung des Menschen kann nur Gott sein – der Gott, der uns ‚bis ans Ende‘, ‚bis zur Vollendung‘ (vgl. Joh 13,1 und 19,30) geliebt hat und liebt. Wer von der Liebe berührt wird, fängt an zu ahnen, was dies eigentlich wäre: ‚Leben‘. Er fängt an zu ahnen, was mit dem Hoffnungswort gemeint ist“.⁷

Eine verlässliche Hoffnung lässt uns in der Gewissheit leben, dass die Zukunft vollkommen garantiert ist. Deshalb ist die Hoffnung daran gebunden, Gott mit uns zu haben. Eine solche Hoffnung verändert die Gegenwart vollkommen, nicht nur, weil die Gegenwart erträglicher wird, wenn die Zukunft als eine positive Realität bekannt ist, sondern auch, weil diese Kenntnis der Zukunft durch den Glauben unsere Art zu leben ändert. Mit Gott zu leben ist nicht dasselbe wie ohne Gott zu leben. Er ist ein Gott, der sogar in den Wüsten des Lebens einen Weg öffnet, indem er Enttäuschung und Skepsis, Angst und Verzagtheit herausfordert. Deshalb bringt uns die Hoffnung, die uns bewegt, dazu, *Gott um das Geschenk des Glaubens zu bitten*. Ihn zu bitten, Vertrauen in Ihn, der alles in allem bewirkt, und Vertrauen in die anderen zu haben.

⁷ Ebd., 27.

Die Zeit der Prüfung ist die Zeit der Entscheidung⁸

Die gläubige Antwort auf die Hoffnung, die Gott hervorruft, gründet sich auf das Evangelium als die Kraft Gottes für die ständige Verwandlung und Erneuerung des Lebens.

Papst Franziskus lädt uns in seiner direkten Sprache ein, „eher Menschen des Frühlings als des Herbstes“⁹ zu sein. Der Christ sieht eher die „Keimlinge“ einer neuen Welt als die „vergilbten Blätter an den Zweigen“. Wir fliehen nicht in Nostalgie und Klage, weil wir wissen, dass Gott uns als Erben einer Verheißung und unermüdliche Erzeuger von Träumen möchte. Mit dem festen Glauben an Gott, der „an-kommt“ und eingreift [*ad-viene* und *inter-viene*].

Mit den Armen der christlichen Hoffnung – den Armen des Kreuzes Christi – umarmen wir die ganze Welt und betrachten nichts und niemanden als verloren oder gescheitert.

Aber einige Fragen bleiben berechtigt: Wer wollen wir sein, angesichts dieser Realität, die wir zu durchleben gerufen sind? Wie wollen wir danach leben? Es wäre nämlich eine große verlorene Gelegenheit, wenn wir uns das, was wir gerade erleben, einschließlich des Schmerzes, nicht zunutze machten.

Sicherlich gibt es viele Menschen, die aus ihrer Perspektive als Bürger diese Krisenwirklichkeit mit einem klaren humanistischen Bewusstsein ohne jeden Glaubenshorizont angehen. Das ist ganz legitim.

Neben ihnen gibt es jedoch auch uns. Die heutige Welt braucht unser Lebenszeugnis; sie braucht uns, die wir in der Begegnung mit Christus und in dem Gott Jesu Christi unseren Lebenssinn gefunden haben. Der heilige Paulus erinnert die Epheser daran, dass sie vor ihrer Begegnung mit Christus „ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt“ waren (Eph 2,12). Natürlich hatten sie andere Götter, aber von deren Mythen ging

⁸ Papst Franziskus, *Meditation des Heiligen Vaters bei einem außergewöhnlichen Gebet in den Zeiten der Epidemie*, Vatikanstadt, 27. März 2020. A.d.Ü.: Zu finden unter: <https://www.vaticannews.va/de/papst/news/2020-03/wortlaut-papstpredigt-gebet-corona-pandemie.html>.

⁹ Papst Franziskus, *Generalaudienz*, Mittwoch, 23. August 2017.

3. WELCHE INTERPRETATION KÖNNEN WIR ALS GLÄUBIGE ANBIETEN?

keine Hoffnung aus. Trotz ihrer Götter waren sie „ohne Gott“.¹⁰ Gott durch seinen Sohn kennenzulernen bedeutete für sie, und bedeutet auch für heutige Männer und Frauen, eine Hoffnung zu empfangen. Deshalb wird der Glaube Hoffnung, „Glaube ist Hoffnung“.¹¹

Dieser Blick des Glaubens in der Begegnung mit Jesus Christus verändert die Art, auf das Leben zu schauen, die Art, im Herzen zu fühlen. So wird die Art und Weise, Entscheidungen zu treffen und zu unterscheiden, was wertvoll ist oder nicht, durch jene Begegnung von Mensch zu Mensch geprägt. Deshalb sagt ein Theologe, der viel über die *Hoffnung* nachgedacht hat, wie Jürgen Moltmann, dass „der Glaube, wo immer er sich zur Hoffnung entfaltet, nicht ruhig, sondern unruhig, nicht geduldig, sondern ungeduldig [macht]. [...] [Wer auf Christus hofft,] kann sich nicht mehr abfinden mit der gegebenen Wirklichkeit, sondern beginnt an ihr zu leiden, ihr zu widersprechen.“¹²

¹⁰ Vgl. Papst Benedikt XVI., *Spe salvi*, 2.

¹¹ Das ist die Überschrift, die Papst Benedikt für den ersten Teil seiner Enzyklika *Spe salvi* gewählt hat.

¹² J. Moltmann, *Theologie der Hoffnung*, München: Kaiser 1966, S. 17.

4. EIN BLICK AUF UNSERE URSPRÜNGE UND AUF VIELE GLAUBENSZEUGEN IN UNSERER FAMILIE

Wenn wir die Lebenserfahrung Don Boscos betrachten, erkennen wir, dass die Hoffnung eine Pflanze mit tiefen Wurzeln ist, die von weither kommen; Wurzeln, die durch schwierige Zeiten und Wege, die große Opfer erfordern, stärker werden.

So ist es auch von Anfang an bei Johannes in Becchi, vaterlos, mit seiner Mutter Mama Margareta, die der Hungersnot und den Schwierigkeiten des häuslichen Zusammenlebens die Stirn bieten muss. Als er die sehr menschliche Hoffnung hatte, dass es für ihn eine Zukunft geben könnte, die er mit Hilfe und unter dem Schutz von Don Calosso zu verwirklichen träumte, entriss ihm der Tod des alten Pfarrers diese Hoffnung. Die familiäre Wirklichkeit und der aufmerksame und scharfsinnige Blick einer Mutter, die das Beste für ihren Sohn sucht – selbst wenn das Mutterherz darunter leidet –, führt so Johannes dahin, schon mit zwölf Jahren das Haus zu verlassen.

Aber gerade unter diesen Umständen öffneten das Wort und noch mehr das Beispiel seiner Mutter Johannes den Blick auf einen weiteren Horizont. Sie ermöglichten es ihm, nach oben und nach vorne zu schauen.

Ebenso wird es auch in dem entscheidenden Moment der Berufsentscheidung sein, als Margareta ihren Sohn auffordert, sich bloß nicht um sie und ihre Zukunft zu kümmern und sein Herz niemals an irdische Sicherheiten zu hängen: „Wenn du dich für den Stand des Weltpriesters entscheidest und das Unglück haben solltest, reich zu werden, werde ich dich kein einziges Mal besuchen. Denke gut daran!“¹³

Jahre später ist es Don Bosco, der durch einen Blick aufs Kreuz das Herz seiner entmutigten und müden Mutter erneut belebt und in ihr die Hoffnung neu entzündet, die sie bis zu ihrem Tod der Sendung treu blei-

¹³ MB I, 296. A.d.Ü.: Zitiert nach T. Bosco, *Mama Margareta. Die Mutter Don Boscos*, München: Don Bosco 2006, S. 99.

ben lässt, die sie mit ihrem Sohn seit den Anfängen des Oratoriums von Valdocco geteilt hat.

Diese stark verwurzelte Hoffnung ist für all das notwendig, was Don Bosco leben und dem er Leben schenken wird von seiner Ankunft in Turin bis zu seinem letzten Atemzug.

An den Früchten erkennt man den Baum: Daran, wie viele junge Leben sich aus der Verlassenheit und Verzweiflung bis hin zur Heiligkeit erhoben haben, lässt sich erkennen, wie sehr die Hoffnung im Herzen Don Boscos ihren Platz hatte. Aus dieser Überfülle konnte er das Leben derjenigen, denen er begegnete, erreichen und verwandeln.

Auch in den Jahren intensivster Arbeit war Don Bosco nie ein einsamer Held. Er hatte Ihn immer an seiner Seite, der in ihm das Feuer des Glaubens, der Hoffnung und der Nächstenliebe immer wieder aufleben ließ. Es war eine Begleitung „wie im Himmel so auf Erden“. Und auch das unbegrenzte Vertrauen in Maria war für ihn eine ständige Quelle der Hoffnung. Je mehr dieses Vertrauen in menschlich gesehen unmöglichen Unternehmungen zum Ausdruck kam – denken wir an den Bau der Mariahilf-Basilika und den Beginn der Mission in Südamerika –, desto mehr sah Don Bosco als erster, „was Wunder sind“.

Der Glaube, dass es in jedem Herzen, in jeder Lebenserfahrung, auch in denen, die offensichtlich vom Weg abgekommen sind, immer einen für das Gute empfindlichen Punkt gibt, ist ein Ergebnis dieses Einklangs mit dem Himmel. Es ist aber auch das Ergebnis einer grundlegenden Erfahrung von Begleitung und Supervision, die der Priester Don Bosco hier auf Erden schätzte. In der Schule Don Cafassos nämlich lernte Don Bosco, an der Seite der Verzweifelten unterwegs zu sein, in den Gefängnissen und in den ärmsten Vierteln des damaligen Turin. So lernte Don Bosco nicht nur „Priester zu sein“¹⁴, sondern Hirte jener Herde zu werden, mit einem Herzen wie das der außergewöhnlichen Hoffnungsstifter, die mit ihm auf denselben Straßen in den ärmsten Außenbezirken unterwegs waren: Cafasso, Cottolengo und Murialdo. Zur Hoffnung bildet man sich

¹⁴ J. Bosco, *Erinnerungen an das Oratorium des Heiligen Franz von Sales*, München: Don Bosco 2001, S. 133.

und man bildet sich gemeinsam: Sie ist eine Frucht der Gemeinschaft der Heiligen „wie im Himmel so auf Erden“.

Es gibt einen Augenblick in der Geschichte des Oratoriums, an den man erinnern muss, weil er den weltweiten Schwierigkeiten, in denen wir uns alle mit der Pandemie befinden, so nahe ist. Es ist Ende Juli 1854. In Turin bricht die Cholera aus. Wir kennen die Geschichte und erzählen sie deswegen hier nicht noch einmal. Es reicht zu erwähnen, dass die Sicht des Glaubens und die Praxis der Nächstenliebe, auch in heroischer Art, keine private, nur für Don Bosco oder einige supergute Menschen charakteristische Tugend sind, sondern der Lebensstil dieser kleinen Erziehungsgemeinschaft. Die Hoffnung ist eine Tugend der Gemeinschaft, die vom gegenseitigen Beispiel und durch die Kraft der geschwisterlichen Gemeinschaft genährt wird. Davon gibt uns das Oratorium von Valdocco zu Zeiten der Cholera Zeugnis, so wie es auch heute, in Zeiten von COVID-19, die Erfahrung vieler Erziehungs- und Pastoralgemeinschaften ist. Im Verbund mit Gemeinschaften von Ärztinnen und Ärzten, Krankenpflegepersonal und Beschäftigten im Gesundheitswesen haben sie in vorderster Linie ihr eigenes Leben gegeben und geben es weiterhin, um andere zu retten.

Krisenmomente wie dieser zeigen ein weiteres Merkmal der Hoffnung, wie Don Bosco sie lebte. Er glaubte fest an die Vorsehung. Ein glaubendes Vertrauen, das mit den Jahren immer größer wurde. Es ist wie ein roter Faden, der sein ganzes Leben und alles, was er ins Leben rief, durchzieht. Es ist vielleicht der Aspekt, der es erlaubt, in ihm einen „einzigartigen Einklang von Natur und Gnade“¹⁵ noch deutlicher verwirklicht zu sehen: Das, was sein Herz glaubt, veranlasst die täglichen Schritte und Entscheidungen und öffnet vielen Wege der Hoffnung, selbst dort, wo es keinen Ausweg zu geben scheint.

¹⁵ *Konstitutionen SDB*, 21.

Viele weitere Zeugen der *Hoffnung*

In der Geschichte der salesianischen Heiligkeit finden wir wertvolle Beispiele und Lebensvorbilder, die uns ermutigen zu hoffen, als Tugend und als Haltung eines Lebens in Gott. Ich verweise nur kurz auf einige.

Unser Mitbruder, der **selige Stefan Sándor (1914–1953)**: Er gibt uns ein wahres Zeugnis davon, was es bedeutet, von der Spaltung zur Einheit und Gemeinschaft zu finden. Das starke Gespür für seine Berufung als Salesianerbruder brachte ihn zu einer echten Entscheidung zur Verteidigung des Lebens: Er glaubte zutiefst, dass sich sein Leben inmitten seines Volkes und seiner Kultur verwirklichen sollte, als Momente der Unsicherheit und Trostlosigkeit zu durchleben waren. Durch seine aufrechte Haltung gibt er uns eine salesianische Sicht, wie auf dem Boden unserer Sendung zu „*bleiben*“ ist, um diejenigen zu erleuchten, die Gefahr laufen, die Hoffnung zu verlieren, um den Glauben derer zu stärken, die das Gefühl haben, zu scheitern, um ein Zeichen der Liebe Gottes zu sein, wenn er aus der Geschichte verschwunden zu sein „scheint“. Der selige Stefan hat die Mauern, die durch die Spaltung der Völker und die Sklaverei des ideologischen Totalitarismus entstanden sind, überwunden, indem er auf den anderen zugegangen ist und jede Art von persönlicher oder gesellschaftlicher Furcht überwunden hat.

Sehr schön ist auch die Geschichte unserer Mitschwester, der **seligen Schwester Magdalena Morano (1847–1908)**. Sie zeichnete sich als Don-Bosco-Schwester durch eine apostolische Kühnheit aus, die sie zu dem werden ließ, was Don Bosco immer von seinen Töchtern im Geist von Mornese gewünscht hatte: lebendige Denkmäler der Jungfrau Maria zu sein. Als „geborene Lehrerin“ wusste sie, dass das befreiende Handeln ihrer salesianischen Sendung darin bestand, ihre Mädchen zu unterrichten und die Begrenzungen ihrer Herzen und ihres Verstandes zu öffnen, damit sie die engen Grenzen einer Kultur überwinden konnten, die sie durch Armut und mangelnde Möglichkeiten unterdrückte. Sie verstand es, Ausdauer zu vermitteln und gegenüber Bedrohungen nicht nachzugeben; das weibliche Angesicht der Stärke fand in ihr einen sehr milden und überzeugenden Ausdruck der Verantwortung, die wir gegenüber

unseren verletzbaren Geschwistern haben. Als Lösung für die unruhigen Zeiten, die sie ertragen musste, zeigte sie denjenigen, die von Isolierung bedroht waren, neue Richtungen und lehrte sie die unermessliche Güte Gottes.

Im **Diener Gottes Don Carlo Braga (1889-1971)** finden wir ein Beispiel für kluge Seelsorge, sowohl in seiner unermüdlichen Hingabe für die Mission als auch in der Begleitung der Mitglieder der Don-Bosco-Familie. Ohne den Mut zu verlieren, sondern mit der Hoffnung derer, die ihren eigenen Glauben auf Christus, unseren Herrn, stützen, verstand er es, die so sehr von Don Bosco empfohlene Geduld zu haben, um die jungen Menschen bei der Reifung ihrer Persönlichkeit zu begleiten. Diese Geduld war die Frucht der Liebe, die in seinem missionarischen Herzen überfloss, das ihm erlaubte, Brücken zwischen den Kulturen zu bauen statt Barrieren zu errichten. Der von ihm gehörte Ruf, die Einheit unter den Menschen zu fördern, half ihm dabei, die Unterschiede zu überwinden, die unter den anderen auftreten konnten, in der Überzeugung, immer von der göttlichen Gnade getragen zu werden, die die Kultur der Begegnung hervorbringt.

Ein weiteres kostbares Vorbild ist der **selige Josef Kowalski (1911–1942)**.

Wieviel Glauben und Mut braucht es, um den anderen den Frieden zu überbringen, auch wenn man nichts weiter anbieten kann als das eigene Leben! Die selbstlose Liebe Jesu Christi, der uns mit dem Opfer seines Lebens für die Menschheit das größte Liebesbeispiel gegeben hat, wurde von Josef Kowalski gänzlich wieder aufgenommen: ein Mitbruder, der von Frieden mitten im Krieg, von Gelassenheit in Verwirrung und von Erbarmen im Hass zeugte.

Der **Diener Gottes Antonino Baglieri (1951–2007)** ist ein weiteres Vorbild.

Der Weg zur Heiligkeit erfordert sehr oft einen Wechsel von Einstellungen und Ansichten. Das war der von Nino gelebte Weg, der nach einem langen Leiden im Kreuz die Möglichkeit entdeckt hat, zu einem neuen

Leben zu erwachen. Nino wurde immer von der Mutter begleitet, die mit Liebe und Leidenschaft stets an ihn und an ein Leben voller Möglichkeiten geglaubt hat; er war auch von Freunden, Laien und Ordensmännern, umgeben, die ihn an die Schönheit der Gemeinschaft erinnerten. Er hat sich von der Gemeinschaft, die ihn sowohl in seiner Persönlichkeit als auch in seinem Glauben stärkte, berühren lassen, und das hat ihn gerettet. Er hat verstanden, dass er sich selbst findet und seinem Leben einen Sinn gibt, wenn er zulässt, dass andere ihm begegnen, gezeichnet von dem göttlichen Erbarmen, um – auch von seinem Krankenbett aus – ein „Handwerker des Friedens und der Freude“ zu sein.

Sie und viele weitere sind Größen des Glaubens, den sie mit Nächstenliebe gelebt haben. Sie haben in seiner ganzen Bedeutung verstanden, was es bedeutet, *Hoffnung* zu haben. Wer hofft, weiß, dass er nicht allein unterwegs ist, und er weiß ebenso, dass er Menschen braucht, die ihn begleiten und ihn auf diesem Weg führen. Papst Benedikt XVI. hat das sehr schön ausgedrückt: „Die wahren Sternbilder unseres Lebens sind die Menschen, die recht zu leben wußten. Sie sind Lichter der Hoffnung. Gewiß, Jesus Christus ist das Licht selber, die Sonne, die über allen Dunkelheiten der Geschichte aufgegangen ist. Aber wir brauchen, um zu ihm zu finden, auch die nahen Lichter – die Menschen, die Licht von seinem Licht schenken und so Orientierung bieten auf unserer Fahrt.“¹⁶

¹⁶ PAPST BENEDIKT XVI., *Spe salvi*, 49.

5. SALESIANISCHE LESART DES GEGENWÄRTIGEN AUGENBLICKS

Dies ist unsere Zeit. Es ist die Zeit, die uns zu leben aufgegeben ist. Es dürfte sehr angebracht sein, die Frage zu stellen, wie wir die Zeit nach der Pandemie am besten angehen. Es ist vielleicht auch angebracht, in einem Augenblick, in dem die meisten Menschen Angst haben oder den Moment kaum erwarten können, in dem sie vergessen können, was in diesem Jahr passiert ist, den Wert der *Hoffnung* zu entdecken. Aber dürfen wir wirklich vergessen, was passiert ist: die Familien vergessen, die Angehörige verloren haben, die bald zwei Millionen Opfer vergessen, die Gesichter der Zerbrechlichsten unserer Gesellschaft vergessen, die vielen Menschen vergessen, die in vorderster Linie gearbeitet haben? Wäre es richtig, das alles zu vergessen? Nein, ganz sicher nicht. Es wäre sogar das Schlimmste, was wir tun könnten.

Deshalb fragen wir uns, ob das, was wir gerade erleben, uns etwas lehrt und ob wir bereit sind, etwas zu verändern, manche Einstellungen oder Lebensauffassungen zu überdenken ...

- Wir hoffen, dass die *Einschränkungen*, die wir erlebt haben, uns dabei helfen, *uns zu öffnen*.

Wir leben in ständiger Bewegung, mit der Sorge, auf alles antworten zu wollen, in einem oft hektischen Rhythmus. Ganz unerwartet hat uns eine „Zwangsruhe“ getroffen, die uns vielleicht ein wenig in uns selbst, in unseren Häusern, in unseren Familien, in verpflichtender, aber notwendiger Quarantäne eingesperrt hat. Ängste tauchten auf: die Angst vor dem anderen, besonders vor demjenigen, der nah oder nicht so weit entfernt ist; die Angst vor der Ansteckung, die, von wo auch immer sie herkommt, sehr große Unsicherheit schafft.

Deshalb muss „Öffnen“ das Gebot der Stunde sein. Öffnen wir Räume, das Umfeld, die Fenster zum Leben. Öffnen wir uns für die Begegnung mit dem anderen. Geben wir alles auf, was uns verschließt, gewinnen wir den Sinn unserer Offenheit, der Offenheit des Herzens zurück. Gewinnen wir die Sicht eines geweiteten Horizonts zurück.

- Von einem wachsenden *Individualismus* zu einer größeren *Solidarität* und *Geschwisterlichkeit*.

Gottes Spur in der Menschheit zeigt sich besonders offensichtlich in der Fähigkeit, auf die anderen in einem solidarischen Akt mit seiner Schöpfung zuzugehen. Der Egoismus ist das Gegenteil davon, weil er selbstgefällig ist, uns selbstbezogen macht, eine stetig wachsende Kultur des Individualismus schafft und nährt, die schließlich unsere Kleinheit offenbart. Während der Pandemie sind wir uns zweifelsohne dessen bewusst geworden, dass auch wir verletzlich, zerbrechlich und abhängig sind. Und zwar wir alle, nicht nur einige. Angesichts einer kollektiven, unvorstellbaren und unerhörten Bedrohung fühlt die ganze Menschheit, dass sie die anderen braucht. Wir leben in gegenseitiger Bedürftigkeit und in Sorge umeinander. Wir wollen nicht allein bleiben. Möge diese Zeit uns lehren, mehr auf die Solidarität und Geschwisterlichkeit angesichts des „Virus des Individualismus“ zu setzen. Wie recht Papst Franziskus hat! Solidarität ist der beste Sieg über die Einsamkeit. „Die Solidarität drückt sich konkret im Dienst aus, der in der Art und Weise, wie wir uns um andere kümmern, sehr unterschiedliche Formen annehmen kann. Dienst bedeutet »zum großen Teil, Schwäche und Gebrechlichkeit zu beschützen. Dienen bedeutet, für die Schwachen in unseren Familien, in unserer Gesellschaft, in unserem Volk zu sorgen.« Bei dieser Aufgabe ist jeder in der Lage, »im konkreten Blick auf die Schwächsten sein Suchen, sein Streben und seine Sehnsucht nach Allmacht auszublenden. [...] Der Dienst schaut immer auf das Gesicht des Mitmenschen, berührt seinen Leib, spürt seine Nähe und in manchen Fällen sogar das ‚Kranke‘ und sucht, ihn zu fördern. Darum ist der Dienst niemals ideologisch, denn man dient nicht Ideen, sondern man dient Menschen.«¹⁷ Viele warten auf unser Lächeln, unsere Worte, unsere Gegenwart.

- Schritte aus der *Isolierung* zu einer Kultur der *Begegnung*.
Sicherlich ist es nicht leicht, die eigene Isolierung zu verlassen, vor allem wenn man sie für gewünscht hält. Oft ist es in der Tat leichter, isoliert zu bleiben, auch aus Furcht vor der Nähe der anderen.

¹⁷ Papst Franziskus, *Fratelli tutti*, 115.

Aber im menschlichen Herzen brennt die Flamme, die das absolute Bedürfnis nach Zusammensein entfacht: in der Familie, mit den Freunden, im Wohngebiet, im Ehrenamt, mit den Schulfreunden, den Arbeitskollegen, der Fußballmannschaft. Diese Zeit der Verletzlichkeit bietet uns einen Raum für neue Formen der Empathie und des Wiedersehens. Es ist die „Kultur der Begegnung“ des anderen als anderer. „Die Isolierung und das Verschlussensein in sich selbst oder die eigenen Interessen sind nie der Weg, um wieder Hoffnung zu geben und Erneuerung zu bewirken, wohl aber die Nähe, die Kultur der Begegnung. Isolierung: nein; Nähe: ja. Kultur der Konfrontation: nein; Kultur der Begegnung: ja.“¹⁸

- Von der *Spaltung* zu einer größeren *Einheit* und *Gemeinschaft*.
Bei dieser Sichtweise werden wir uns bewusst, dass es nicht möglich ist, eine Kultur der Begegnung zu schaffen, ohne auf Einheit zu achten; dieselbe Einheit, die der Geist Gottes demjenigen schenkt, der in die Gemeinschaft mit Ihm eintritt, weil sie uns eint und uns anspricht, dieselbe Berufung zu leben: geliebte Kinder Gottes zu sein. Eine Lektion, die wir in der harten Erfahrung der Isolierung gelernt haben, als wir getrennt auf dem Boot des Lebens unterwegs waren, aufgrund der geschlossenen Grenzen (geographisch und sogar spirituell). Dies hat es uns erlaubt, uns bewusst zu werden, dass wir am Ende „alle in demselben Boot sitzen“. Uns verbindet das Menschsein. Aber dieses Menschsein wurde getroffen. Das Coronavirus ist die erste Krise, die alle Menschen weltweit trifft, ohne Unterschied. Es ist ein großes Paradoxon: Ein Virus, das durch Angst Trennung geschaffen hat, vereint uns nun, drängt uns, uns füreinander zu interessieren. Es vereint uns in einer Empathie des Altruismus, der Solidarität und Sorge, des Ausdrucks des Gemeinwohls und hoffentlich des Mitgefühls und der Barmherzigkeit. Es vereint uns auch bei der Suche nach Lösungen. Wahrscheinlich ist der trennende Egoismus eine sehr viel ältere und gefährlichere Krankheit als COVID-19, nämlich eine Krankheit, die immer schon existierte und behandelt werden muss. Ich hoffe, dass wir uns mit der Ankunft des Impfstoffs gegen das Virus endlich gegen den Mangel an Gemeinschaft impfen können und so die Spaltung

¹⁸ Ebd., 30.

besiegen. Es ist die Medizin des Evangeliums der Hoffnung und der Freude, die uns eint, die uns menschlicher, ja zu Kindern Gottes macht.

- Von *Entmutigung, Leere und Sinnlosigkeit* zur *Transzendenz*.

Wir haben uns für „die absoluten Herren über unser Leben und alles, was existiert“, gehalten und sind nun an den Punkt gelangt, wo wir uns sehr zerbrechlich fühlen. In vielen Familien mussten viele Geschichten erfunden werden, um den Kindern zu erklären, warum sie zuhause bleiben mussten, weit weg von den Großeltern, den Schulfreunden und den Nachbarn, ohne für vierzehn oder zwanzig Tage auf die Straße zu dürfen. Ich erinnere mich an den Film „Das Leben ist schön“ (1997), in dem ein Vater (Roberto Benigni) in einer äußerst widrigen Lage, in einem nationalsozialistischen Konzentrationslager, ein Spiel erfindet, um gegenüber seinem Sohn ihre Lebensbedingungen zu rechtfertigen und ihn alles als ein Spiel erleben zu lassen, was zur Rettung für das Kind wird.

Die Leere dieser Zeit hat viel Schaden angerichtet. Wir sind von sehr vielen Sicherheiten zur Ungewissheit eines instabilen und unsicheren Geländes, wie Treibsand, übergegangen. Eine Leere, die sich von der nihilistischen Ideologie unterscheidet. Sie öffnet in uns jedoch das Bedürfnis nach Transzendenz.

Der Herr spricht in dieser Zeit zu uns. Was fordert er von uns? Was bietet er uns an? Wie empfangen wir ihn? „Mit dem Sturm sind auch die stereotypen Masken gefallen, mit denen wir unser ‚Ego‘ in ständiger Sorge um unser eigenes Image verkleidet haben; und es wurde wieder einmal jene segensreiche gemeinsame Zugehörigkeit offenbar, der wir uns nicht entziehen können, dass wir nämlich alle Brüder und Schwestern sind.“¹⁹ Also: In den extremsten Situationen fährt Gott fort, zu uns durch die Herzen von Menschen zu sprechen, die auf originelle Weise sehen und antworten, was dann den Unterschied ausmacht.

¹⁹ Ebd., 32.

Wir retten uns nicht allein durch unsere Kräfte. Keiner rettet sich allein

„Eine globale Tragödie wie die Covid-19-Pandemie hat für eine gewisse Zeit wirklich das Bewusstsein geweckt, eine weltweite Gemeinschaft in einem Boot zu sein, wo das Übel eines Insassen allen zum Schaden gereicht. Wir haben uns daran erinnert, dass keiner sich allein retten kann, dass man nur Hilfe erfährt, wo andere zugegen sind. Daher sagte ich: »Der Sturm legt unsere Verwundbarkeit bloß und deckt jene falschen und unnötigen Gewissheiten auf, auf die wir bei unseren Plänen, Projekten, Gewohnheiten und Prioritäten gebaut haben. [...] Mit dem Sturm sind auch die stereotypen Masken gefallen, mit denen wir unser ‚Ego‘ in ständiger Sorge um unser eigenes Image verkleidet haben; und es wurde wieder einmal jene segensreiche gemeinsame Zugehörigkeit offenbar, der wir uns nicht entziehen können, dass wir nämlich alle Brüder und Schwestern sind.«²⁰

Die Zeiten sind vorbei, in denen wir überzeugt waren, dass wir alles mit unseren Ressourcen allein machen können, wie „selbstgefällige Titanen“, für die nichts unmöglich ist.

Wir müssen den leichtfertigen Narzissmus überwinden, der uns überzeugt hat, dass das Universum sich vor uns verneigt, wir haben uns darin getäuscht, im Besitz einer „Supermacht“ über alles und alle zu sein ... Wir haben dank dieser Krankheit gelernt, wie verletzlich wir sind, wie sehr wir einander brauchen und dass wir allein nichts sind. Wir haben entdeckt, dass der Nachbar von der anderen Straßenseite wichtig ist: grüßen wir jeden, dem wir begegnen; streichen wir die Anonymität und glauben wir an das „wir“ als Teil von mir, ohne den wir nicht leben können. Die anderen sind ein „ich“ als „wir“ dekliniert. Wir sind viel stärker angewiesen auf den Reichtum der Menschheit, auf ihre Werte der Schönheit und des gemeinsamen Lebens. Lassen wir die Furcht zurück, schaffen wir Verbindungen und wachsen wir. Weisen wir den anderen nicht mehr zurück, weil er anders, verschieden, fremd usw. ist. Gehen wir von einem „wir“ aus, dass das Plurale und Vielfältige mit dem Besonderen, Reichen, Einzigartigen, Ungewöhnlichen, Unwiederholbaren und Schö-

²⁰ Ebd.

nen eines jeden Menschen, eines jeden Wir verbindet; jeder von uns ist in sich selbst wertvoll.

Wir dürfen keine Angst haben, die Geschwisterlichkeit wieder zu entdecken, die uns darin vereint, Kinder Gottes zu sein, unendlich geliebt im Sohn (vgl. Eph 1,5). Von dieser Wirklichkeit ausgehend verstehen wir die Solidarität, die Geschwisterlichkeit, die Sorge um die anderen, den Respekt für den Wert des Lebens, für die Menschenwürde, für die Wahrheit des anderen: Haltungen, die mehr als jemals zuvor Tugenden sind. Wir sind zu kostbar, um uns dem leeren Egoismus einer Krankheit, die Gleichgültigkeit heißt, und der Selbstbezogenheit oder Selbstverliebtheit hinzugeben. Dies gilt vor allem, was unsere lieben jungen Menschen betrifft, die der „brennende Dornbusch“, das „heilige Land“ sind, das uns rettet. Gerade die jungen Menschen sind unsere große Hoffnung, die uns durch viele Beispiele von miteinander geteilten Projekten auf eine gemeinsame Zukunft ausrichten: zugunsten der Schöpfung und Umwelt, des gemeinsamen Hauses und der Gerechtigkeit, der Freiheit, des Friedens und der universalen Geschwisterlichkeit.

Neue Antworten sind notwendig. Ein mutiges Leben, das etwas wirklich Neues in sich trägt. Um letztlich wie Don Bosco zu sein, muss man heute, wo die Cholera „Coronavirus“ heißt, hinausgehen, Präsenz zeigen und Antworten geben.

Mehr als je zuvor: Präsenz und Zeugnis!

Genauso ist es: mehr als je zuvor sind Präsenz und Zeugnis notwendig. Unsere Präsenz und, als Zeugnis, unsere Freude, die aus unserem „hoffenden“ Glauben entsteht, weil „Glaube und Hoffnung Hand in Hand gehen“.²¹

All das vor allem für die jungen Menschen, die wir nicht allein lassen dürfen (heute weniger denn je): Sie warten auf uns mit offenen Armen, damit wir erneut in ihrem Leben Platz nehmen können, mit der Kraft einer Liebe, die fähig ist, alles zu überwinden, denn in all dem kann nur die Liebe triumphieren! Wir müssen erneut den Traum der jungen Men-

²¹ Papst Franziskus, *Generalaudienz*, Mittwoch, 20. September 2017.

schen träumen. Wir müssen uns zur Verfügung stellen, damit wir das überwinden, was die Angst daran gehindert hat, Wirklichkeit zu werden. Oratorien, Jugendzentren, Schulen, Ausbildungszentren, soziale Werke, Pfarreien: Jede unserer Einrichtungen muss sich von dem lebendigen, großzügigen und belebenden Herzen eines jeden jungen Menschen erfüllen lassen, damit die Häuser (Mauern des Schweigens) in Lebensräume (für das Leben junger Menschen) verwandelt werden. Wir wollen dieses Leben! Es ist das Leben, das uns rettet! Wir hören den Schrei der jungen Menschen, die Präsenz, Aufmerksamkeit, Begleitung, Verfügbarkeit fordern und die auch danach fragen, dass wir ihnen das authentische Antlitz Gottes zeigen. Wenn wir ihnen Aufmerksamkeit schenken, wenn wir ihnen zuhören, werden sie uns noch intensiver auffordern, dass wir zu ihnen vor allem anderen sonst vom Herrn reden, der unsere Hoffnung belebt und der es uns nicht erlaubt, uns entmutigen zu lassen oder aufzugeben (vgl. 1 Petr 3,15). Sie werden uns auffordern, ihnen das „Brot des Lebens“ zu geben, das unser „Für-Sie-Dasein“ und unser „Mitten-unter-ihnen-sein“ nährt. Um das Leben hervorzubringen, das der Herr in diesem Augenblick der Geschichte geben will: das Leben, das nicht enden wird. Es ist die gute Botschaft der Auferstehung, die unsere Hoffnung wiederbelebt und die uns zu neuen Menschen für eine neue Zeit werden lässt. Denn diese Welt wird enden. Und es wird nur das überdauern, was wir geliebt haben.

6. EINE DON-BOSCO-FAMILIE, DIE ZEUGE DER HOFFNUNG IST

Wie wir erfahren mussten, haben die Gegebenheiten der Pandemie in den letzten Monaten manche Anzeichen für eine Trübung der Hoffnung aufkommen lassen. Deshalb möchte ich einige Zeichen für die Schönheit einer richtig verstandenen und gelebten evangelischen Hoffnung nennen und hervorheben. Sie führen uns auf einen Weg, auf dem wir die Kraft des in der Hoffnung gelebten salesianischen Charismas zum Ausdruck bringen können. Ich spüre, dass dieses Zeugnis von uns als Don-Bosco-Familie in der Kirche und in der Welt erwartet wird: die Fähigkeit, aus der Hoffnung zu leben.

Einige Vorschläge, um diesen Weg weiterzugehen.

6.1. Entdecken wir erneut, dass „Glaube und Hoffnung Hand in Hand gehen“.²²

Auftrag: Machen wir es wie Don Bosco, der die große Fähigkeit besaß, seine Jungen dafür zu begeistern, „das Leben als Fest und den Glauben als Glücklichein“²³ zu erleben.

Wir alle werden nicht von abstrakten Ideen und schönen Versprechungen getragen, sondern von einer Hoffnung, die auf der *Erfahrung der Liebe Gottes* gründet, die von dem Heiligen Geist über uns ausgegossen wurde, der alles zum Guten bewegt.

Doch die Hoffnung kommt nicht von allein vorwärts. Um zu hoffen, braucht es Glauben. Die christliche Hoffnung *lässt den Glauben so widerstandsfähig werden*, dass er den Erschütterungen des Lebens zu widerstehen vermag; sie lässt es zu, über jedes Hindernis hinauszublicken, sie öffnet den Blick und erlaubt es uns, unser Leben und unsere Geschichte im Licht von Gottes Heil zu lesen. Deshalb ist Hoffnung die *Erwartung*

²² Ebd.

²³ 23. Generalkapitel, Nr. 165; vgl. 20. BGK, Nr. 328.

des Geschenks des alltäglichen Lebens, die Erwartung der Gegenwart Gottes, eines Gottes, der Vater (Abba) ist, das heißt vertraut und persönlich. Er ist ein Gott, der sich sorgt und an unserem Schicksal interessiert ist, der mit Seiner Geduld und Seiner Barmherzigkeit unseren Weg begleitet. Während wir unsere Armut und Zerbrechlichkeit anerkennen, legt Gott Sein Herz in sie hinein. Die Begegnung unserer persönlichen und gemeinschaftlichen Armut mit Seinem väterlichen Herzen lässt die Barmherzigkeit erstrahlen.

In dem Bewusstsein unserer Zerbrechlichkeit und dem Wissen, wie schwierig es heute ist, Menschen zu erziehen und zu bilden, müssen wir also mehr als je zuvor Hoffnungsspender, wahre Hoffnungsstifter, eben Zuflüsterer solcher Hoffnung sein. Don Bosco tat es auf eine leidenschaftliche und gleichsam natürliche Weise. Und wir setzen uns genauso ein, weil wir wirklich glauben, dass es die Hoffnung ist, die das Leben stützt, sich um es sorgt und es beschützt. „Sie ist das Göttlichste, was im Herzen des Menschen existieren kann“²⁴, hat Papst Franziskus in einer Katechese gesagt, in der der Heilige Vater auch den großen französischen Dichter Charles Péguy (1873–1914) zitiert, der wunderbare Texte über die Hoffnung hinterlassen hat. In einem dieser Texte sagt dieser „auf poetische Weise, dass Gott nicht so sehr über den Glauben der Menschen und auch nicht über ihre Liebe staunt. Was ihn dagegen wirklich mit Staunen und Rührung erfüllt, ist die Hoffnung der Menschen. Er schreibt: ‚Diese armen Kinder sollen sehen, wie die Dinge gehen, und glauben, dass es morgen besser wird.‘“

Mit dieser Zuversicht lade ich Euch als Erzieher, als Begleiter der Familien, der einfachen Leute und des Volkes Gottes insgesamt ein: *Verlieren wir niemals die Hoffnung, pflegen wir angesichts des Lebens einen reichen hoffnungsvollen Blick*, lassen wir sie niemals in unseren Herzen erlöschen, seien wir Lichter, die durch das Zeugnis unseres Lebens zur Hoffnung einladen, geben wir das Glückliche durch eine einfache, aber authentische Art, unseren Glauben zu leben, weiter.

²⁴ Papst Franziskus, *Generalaudienz*, Mittwoch, 27. September 2017.

6.2. Lernen wir, dass das Gebet Schule der Hoffnung²⁵ ist.

Auftrag: Lasst uns mit den jungen Menschen und ihren Familien im Gebet unterwegs sein, lasst uns lernen, besser zu beten und Hoffnung zu üben, indem wir mehr und besser beten.

„Ein erster wesentlicher Lernort der Hoffnung ist das Gebet.“²⁶

Charakteristisch für unsere salesianische Spiritualität ist es, Gott als sehr nah, sehr gegenwärtig in den Ereignissen wahrzunehmen; er ist ein Gott, mit dem wir in unserer Einfachheit „mit dem Herzen“ in einen Dialog treten können, einen einfachen, kindlichen Dialog.

Als Mitglieder der Kirche sind wir uns bewusst, dass wir wie sie aus dem Gebet geboren sind und dass das Gebet ihr und unser Wachstum aufrechterhält. Ein Gebet, das *Schule der Hoffnung* ist. Wenn wir unsere Zerbrechlichkeit in der persönlichen Begegnung mit der Liebe vorbringen, lernen wir, uns von Ihm lieben zu lassen. Letztendlich sind wir gerufen, ein *inneres Klima des Vertrauens* in den Herrn zu entwickeln, auf Ihn als Mittelpunkt von allem zu vertrauen. Ihm, der es möglich macht, in Fülle zu leben. Legen wir deshalb unsere Gedanken, Wünsche, Aktivitäten, unser Leid, unsere Hoffnungen und Träume in Gottes Herz, zeichnen wir sie in Sein Herz.

Das im Gebet gepflegte geistliche Leben *schafft Einheit*, gibt den Ereignissen, den verschiedenen Dingen, die wir erleben und tun, Sinn. Durch das Gebet entdecken wir den Sinn für die *Geschenkhaftigkeit des Lebens*, des unsrigen und von den Menschen, die uns anvertraut sind. Diese Perspektive des Gebets als Geschenk ist wesentlich für den geistlichen Weg mit dem Wissen, dass uns alles vom Herrn geschenkt worden ist.

In der Enzyklika über die Hoffnung, die Papst Benedikt XVI. der Kirche geschenkt hat, werden einige konkrete Beispiele für Hoffnung im Gebet genannt, wie sie zum Beispiel der vietnamesische Kardinal Nguyen Van Thuan gelebt hat. Während dreizehn Jahren im Gefängnis, davon neun in kompletter Isolierhaft, in einer Situation, die für jeden anderen voll-

²⁵ Vgl. Papst Benedikt XVI., *Spe salvi*: Die Überschrift des ersten Teils der Enzyklika, der mit Nr. 32 beginnt, heißt: Das Gebet als Schule der Hoffnung.

²⁶ Papst Benedikt XVI., *Spe salvi*, 32.

kommen hoffnungslos gewesen wäre, ist ihm das Hören auf Gott, das Redenkönnen mit ihm zu einer Kraft der Hoffnung geworden, die ihn dort schon sowie nach seiner Freilassung zu einem authentischen Zeugen der Hoffnung werden ließ, „der großen Hoffnung, die auch in den Nächten der Einsamkeit nicht untergeht“.²⁷

Als Don-Bosco-Familie werden wir bedeutsame Schritte machen, wenn wir, in allen Zweigen dieses vom Heiligen Geist geliebten, so dichten Baumes, in der aus dem Gebet entstehenden Schule der Hoffnung vorwärtsgehen und Seite an Seite mit unseren jungen Menschen und anderen Menschen, denen wir begegnen, unterwegs sind.

6.3. Lasst uns mit dem Sinn für die Mühen des täglichen Lebens wachsen.

Auftrag: Helfen wir den jungen Menschen und ihren Familien und dem Volk Gottes, die Gaben, die Gott uns gibt, zu entdecken, ohne zu klagen, indem wir Ziele vorschlagen, die begeistern und Eintönigkeit und Mittelmäßigkeit beseitigen.

Machen wir den Alltag zu einer kostbaren Gelegenheit, um trotz Müheligkeit und Müdigkeit zu erfahren, dass es eine Liebe gibt, die uns übersteigt, und dass unsere Arbeit vor Gott nicht gleichgültig ist und deshalb auch nicht gleichgültig für die Entwicklung des Lebens, unseres Lebens, der Geschichte selbst, die wir versuchen aufzubauen, und des Reiches Gottes, zu dessen Verwirklichung wir beitragen möchten.

Ich denke, dass dies ein wunderbarer Horizont ist, um zur Hoffnung zu erziehen. Vor allem für die Gewissheit, die aus dem Glauben kommt und nicht nur bestätigt, dass Gott sich niemals an Großherzigkeit übertreffen lässt, sondern auch, dass Gott handelt und uns immer überrascht, auch mitten in unseren Schwierigkeiten.

Außergewöhnliches passiert nur, wenn man beginnt, die kleinen, gewöhnlichen Dinge zu *leben*; der Alltag auch eines jeden Christen

²⁷ Ebd.

besteht aus Wiederholungen, harter Arbeit und wenig Belohnungen, aber auch aus leisen, inneren Freuden, aus echten Begegnungen, aus Wundern, die die Seele überraschen.

Das Verrinnen der Tage verlangt nach einer geduldigen Rückkehr zu sich selbst, um sich des eigenen Lebens bewusst zu werden. *Hoffnung und Geduld* sind zwei Haltungen, die wir als Christen gerade in unserer so schnelllebigen Welt bezeugen sollten. Das Wuchern der Angst in unserer Gesellschaft ist auch der Tatsache geschuldet, dass das Gefühl für das Warten, und damit für die Geduld und die Hoffnung, verloren gegangen ist. Deswegen sind Hoffnung und Geduld eng miteinander verbunden und der Akt des Hoffens trägt schon zum Bestehen der Probe bei.

Das ist auch möglich, weil es ein für unseren salesianischen Geist typisches „natürliches Vertrauen“ gibt, das uns veranlasst, auf die natürlichen und übernatürlichen Ressourcen eines jeden Menschen, und vor allem eines jeden jungen Menschen, zu vertrauen. Es drängt uns, nicht die Zeit zu beklagen, in der wir leben, sondern die Werte in der Welt und in der Geschichte (auch in diesen schwierigen Zeiten) zu würdigen und „das Gute zu behalten“ (1 Thess 5,21). In der Tat teilen wir mit dem Kardinal Nguyen Van Thuan die Überzeugung, dass die Angewohnheit zu jammern wie eine ansteckende Epidemie ist, deren Symptome der Pessimismus, der Verlust des Friedens, Ängste und der Verlust der Leidenschaft für das Leben, die aus der Verbundenheit mit Gott entsteht, sind.

Don Bosco hatte erfahren, dass nichts den Wert von authentischen Beziehungen, des Gefühls, geliebt, Teil einer Familie und zuhause zu sein, ersetzen kann. Diese Beziehungen waren *eine mächtige Form des Schutzes gegen die Armut und Einsamkeit seiner Jungen*. Don Bosco war nämlich ein Meister darin, das Glück in den kleinen Dingen zu finden, in der Aufmerksamkeit, die er jedem schenkte. Er zeigte, wie der Schatz des Präventivsystems in liebevollen Begegnungen und durch die Pflege von Beziehungen bewahrt werden kann. Kleine Gesten, die sich manchmal in der Anonymität des Alltags verlieren; Gesten der Zärtlichkeit, Zuneigung, des Mitgefühls, die dennoch entscheidend und wichtig für die Hoffnung der anderen sind. Es sind *vertraute Gesten der Aufmerksamkeit*

für die Besonderheiten und Details des Alltags, die dafür sorgen, dass das Leben Sinn hat und es unter uns Gemeinschaft und Kommunikation gibt.

6.4. Lasst uns die Hoffnung vor allem in den schwierigen Zeiten des Verlusts leben.

Auftrag: Lassen wir uns von Gott erziehen. Vertrauen wir vor allem in den dunklen Augenblicken auf ihn. Die heilige Teresa von Avila, eine große Mystikerin, hat erkannt, dass Leere eine Einladung Gottes ist, „weiterzugehen“.

Wir alle haben schwierige Zeiten des Verlusts im Leben erfahren. Auf die eine oder andere Art sind wir gerufen, *mit manchen persönlich schmerzhaften, menschlich schwierigen Erfahrungen ins Reine zu kommen*. Manchmal können die Tage, die Tätigkeiten, das Gebet, das ganze Leben unerwartet leer, erloschen erscheinen.

Aber zusammen mit *dem Leid und dem Schmerz, die in jedem menschlichen Leben gegenwärtig sind*, erbeben wir vor Staunen und Hoffnung. Denn das „Maß der Humanität bestimmt sich ganz wesentlich im Verhältnis zum Leid und zum Leidenden“.²⁸

Leid und Schmerz scheinen im Leben aller Menschen in dem einen oder anderen Moment gegenwärtig zu sein. Jesus hat weder das Leid geliebt noch es je gerechtfertigt. Im Gegenteil, angesichts von jemanden, der vom Schmerz gezeichnet ist, ist er gerührt und oft heilt er den Kranken. So zeigt er, dass es sich überhaupt nicht um den Willen Gottes handelt. Angesichts dessen sind wir, anstatt uns passiv, müde und enttäuscht in uns selbst zurückzuziehen, aufgefordert, Mut zu pflegen, was im moralischen und geistlichen Leben mit dem Begriff *Stärke* bezeichnet wird.

In der Tat ist diese für die Lebensqualität unentbehrliche Stärke an die Bewusstheit des Glaubens gebunden.

²⁸ Papst Benedikt XVI., *Spe salvi*, 38; vgl. Papst Franziskus, „*Un plan para resucitar*“ a la Humanidad tras el coronarivus (PDF), in *Vida Nueva Digital*, 17. April 2020.

Viele Gläubige lassen sich gerade in den schwierigsten Momenten ihres Leids erkennen, wenn sie von Problemen belastet sind, die sie zu überfordern scheinen. Diese Prüfungen dürfen nicht als zufällige Ereignisse gedeutet werden, sondern als *Augenblick einer notwendigen Reinigung* und als Einladung, die bis dahin angewandten Maßstäbe zurückzulassen, um eine noch innigere Gotteserfahrung zu machen, sich von Ihm erziehen zu lassen und auf diese Art auch die empfangene Sendung zu erfüllen. Wir sind aufgefordert, auch in dunklen Augenblicken vertrauensvoll weiterzugehen.

Als Gläubige sind wir nämlich davon überzeugt, dass Gott allein die Macht hat, äußerst schwierige Momente unseres Lebens in *sichere Hoffnung* zu verwandeln, dass unser Leid, unser Schmerz und unsere Traurigkeit nicht vergebens oder nutzlos sind.

Es ist, als ob der Mensch an einem Scheideweg stünde, an dem er entscheiden muss, ob er aufgibt oder neue menschliche und geistliche Kräfte schöpfen will. Im letzteren Fall sind der Kampf, die Spannungen, die Konflikte zwar vorhanden, aber sie bleiben stillgelegt; wir sind gerufen, *die Hoffnung in dunklen Zeiten zu bewahren*, weil das Evangelium immer gute Nachrichten verkündet: Das Leben kann neu beginnen, wir können von neuem geboren werden. „Spes ultima dea“, sagten die antiken Schriftsteller: „Hoffnung stirbt zuletzt“. Die Hoffnung ist der letzte Schutzwall des Lebens. Sie ist wie das Licht des Sonnenuntergangs: Es schenkt den Dingen noch Leben, bevor sie in der Dunkelheit verschwinden, und es erlaubt uns, den Weg nach Hause zu sehen, bevor die Nacht hereinbricht und alles in die Dunkelheit eingehüllt wird.

6.5. Die Hoffnung als entschiedene Rückkehr zu den Armen und Ausgeschlossenen.

Auftrag: In unserer Familie besteht die Treue zum Herrn mit Don Bosco vor allem in der bevorzugten Option für die Ärmsten, Verlassenen und Ausgeschlossenen.

Deshalb wird heute mehr als je zuvor von uns erwartet, dass wir uns als Don-Bosco-Familie charismatisch durch diese ursprüngliche Option für die Armen und Ausgeschlossenen, für die Abgeschriebenen, die Verlassenen, für diejenigen, die keine Stimme und keine Würde haben, auszeichnen. Es gibt keinen anderen Weg für uns. Die Treue zum Herrn in Don Bosco erlegt es uns auf, *uns im Schmerz des anderen zu erkennen*.

In vollkommener Gemeinschaft mit der Tradition und der reinen Lehre der Kirche, von den frühen lateinischen und griechischen Kirchenvätern bis zu den letzten Päpsten, können wir nicht anders, als verantwortlich für diese Welt und das Leben eines jeden zu sein und uns dafür verantwortlich zu fühlen. *Jede Ungerechtigkeit gegenüber einem Armen ist eine offene Wunde* und ein Angriff (auch wenn wir es nicht glauben) auf unsere Würde. Wir dürfen niemals vergessen, dass wir nicht allein für uns selbst leben. Deshalb lässt die Hoffnung die Nächstenliebe beharrlich sein. *Jesus Christus lädt uns zu dieser hartnäckigen Liebe ein*, er lädt uns ein, den Verstand und das Herz so offen wie möglich für sein Handeln zu halten, das genauso unvermittelt kommt wie negative Situationen, denen wir begegnen. Wir sollen ein wirksames „Feldlazarett“ für alle und besonders für verletzte junge Menschen werden und sein. Das erfordert von uns mehr Mut, mehr Vertrauen und Engagement. Dies ist nicht der Zeitpunkt, um „die Ruder wieder ins Boot zu holen“!

Als geistliche, aus dem pastoralen Herzen Don Boscos geborene Familie sind wir „die Hoffnung für diejenigen, die keine Hoffnung haben“: die bedürftigsten und verletzlichsten jungen Menschen, die im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit Gottes stehen und die immer unsere bevorzugte Zielgruppe sein müssen.

Sie sind für uns keine „Mauer“, sondern eine „Tür“: Das, was die Armen uns lehren, ist die Autorität des Leidenden und Ausgeschlossenen. Engagieren wir uns, um die Hoffnung in das Herz dieser Menschen zu bringen, um ihnen Trost zu schenken, um die Schwachen und Bedürftigen aufzurichten, um auf die verschiedenen menschlichen und geistlichen Bedürfnisse einzugehen, die uns täglich herausfordern. Die Hoffnung hat also

mit Ethik und Handeln zu tun. Hierin unterscheidet sich die christliche Hoffnung von einem bloßen Optimismus – wie ich bereits erwähnte.

Wir dürfen uns nicht der Hoffnung berauben lassen, sagt Papst Franziskus, geschweige denn die verschiedenen Zeichen der Hoffnung und des Wiederaufblühens, die in der Welt auftauchen, ersticken. In der Tat, wie viele Menschen sind glücklich, Jesus zu lieben, indem sie ihm in den Armen dienen. Die Großherzigen und Solidarischen *liefern uns wertvolle Lehren durch ihr Leben!* Danken wir dem Herrn für diese Beispiele für ein konsequentes, von Liebe durchdrungenes Leben. Männer und Frauen, die für die Armen leben, sind Zeichen der Hoffnung, die der Herr auf unseren Weg gestellt hat: Ihr Leben haben diese „normalen“, aber heldenhaften Menschen den Schwestern und Brüdern geschenkt. Es ist ein einfaches, aber felsenfestes Heldentum, im Evangelium gegründet und durch das Leben verkündet.

6.6. Sich im Schmerz der anderen wiedererkennen.

Auftrag: Don Bosco, dem Vater unserer salesianischen Familie, treu zu bleiben, bedeutet heute, aufmerksam an der Seite eines jeden zu stehen, der unter jeglicher Art von Ungerechtigkeit leidet.

„Wie gefährlich und schädlich ist diese Gewöhnung, die uns dazu führt, das Staunen, die Faszination und Begeisterung zu verlieren, das Evangelium der Brüderlichkeit und der Gerechtigkeit zu leben!“²⁹, schreibt Papst Franziskus in *Evangelii gaudium*. Und dies hat ebenso viel mit den Ungerechtigkeiten zu tun, die aus den Wirtschaftssystemen entstehen, die die Ursache für so viel Armut sind, wie mit jeder Art menschlichen Leids.

Beim Lesen des Evangeliums besteht kein Zweifel, dass die Wirtschaft und die Güter im Dienst der Menschen stehen müssen, vor allem derjenigen, die in echter Armut leben. Daher darf kein Christ mit einem echten sozialen Gewissen und Gerechtigkeitssinn, und noch viel weniger dür-

²⁹ Papst Franziskus, *Evangelii gaudium*, 179.

fen wir Ordensleute und Laien der Don-Bosco-Familie eine Wirtschaftsform akzeptieren, die sich ausschließlich auf die „Logik des Wachstums“ stützt (die nach dieser Pandemie so sehr gewünscht ist), wenn diese eine sichere Ursache für den Anstieg der Armut und der Armen ist, denn sie gehen immer Hand in Hand.

Nein zu sagen zu einer Ökonomie der Ausgrenzung bedeutet also, **Nein zu sagen** zu jeder politischen und wirtschaftlichen Initiative, die die Schwächsten vergisst. Christen und Mitglieder der Don-Bosco-Familie müssen sich in dieser Lage unbehaglich fühlen. Angesichts dieser Realitäten kann man nicht „neutral“ oder „ohne Meinung“ bleiben. Die Würde unserer Brüder und Schwestern steht auf dem Spiel; da müssen wir gewiss vom hohen Ross unserer Sicherheiten herabsteigen, um auf ihre Realität zu schauen, ohne uns zu schämen. Das ist es, was der Herr Jesus Christus getan hat, auch wenn es als ein gesellschaftlich und politisch unkorrektes Verhalten betrachtet wurde.

Und obwohl ich weiß, dass das, was ich gleich sagen werde, für uns – für mich als Erstes – unbequem sein mag, glaube ich, *dass wir den Schmerz der anderen als unerträglich für unser Gewissen empfinden müssen*. Dieser Schmerz zeigt sich in der Realität der Wohnungslosen, der Zwangsmigranten, der Menschen, die „zu nichts mehr dienen“, der Kriege, der Attentate, der Verfolgungen aus rassistischen oder religiösen Gründen, des sexuellen Missbrauchs, des Menschen- und Organhandels, der Netzwerke der Prostitution, der verlassenen Minderjährigen, der Kindersoldaten: ein unendliches Meer an schmerzlichen Realitäten.

Wir dürfen dies alles nicht akzeptieren, weil wir diese wunderbare Welt lieben, in die Gott uns gestellt hat, weil wir die Menschheit lieben, zu der wir gehören – mit den Dramen, die ich eben beschrieben habe, und der Müdigkeit zu sehen, dass sich nichts radikal zu ändern scheint –, wir lieben auch die Sehnsüchte und die Hoffnungen und die Erde als gemeinsames Haus. Deswegen ist unser Heute, ist unsere post-pandemische Welt eine kostbare Gelegenheit, uns klar zu positionieren und unsere jungen Menschen zu sozialem und politischem Engagement im Licht des Evangeliums und der Hoffnung, die es ausstrahlt, zu erziehen.

6.7. Sich zur Hoffnung zu bekehren, bedeutet, an den Plan des Evangeliums zu glauben.

Auftrag: Deshalb können wir als Don-Bosco-Familie nicht umhinkommen zu zeigen, wer der Grund unserer Hoffnung ist, der Gott Jesu Christi und sein Evangelium.

In den größten Krisen verschwinden manche Gewissheiten, viele „Sicherheiten“, die wir zu besitzen glaubten, Werte, die in Wirklichkeit keine sind. Aber tatsächlich *bleiben die großen Werte des Evangeliums und seine Wahrheit* erhalten, wenn opportunistische Ideen oder kurzlebige Philosophien verschwinden. Die Werte des Evangeliums verschwinden nicht, werden nicht „getilgt“, gehen nicht unter. Deshalb dürfen wir als Don-Bosco-Familie nicht darauf verzichten zu zeigen, woran wir glauben.

Die Evangelisierung muss für uns eine existenzielle und echte Freude sein, die im Geheimnis Christi wurzelt, dem menschengewordenen, gestorbenen und auferstandenen Gottessohn, der das Innerste der menschlichen Wirklichkeit durchdringt. Das Evangelium ist die unbedingte Botschaft der Freude, die Stärke und Wagemut verleiht, um jede Traurigkeit zu überwinden (vgl. Röm 9,2). Das Evangelium ist der lebendige Atem der Hoffnung: eine Hoffnung auf den Herrn, der mitten unter uns ist und uns ständig entgegenkommt; eine Hoffnung, die Freude hervorruft, eine Hoffnung, die uns ermutigt und uns zu konkretem Einsatz zugunsten der anderen und in der Geschichte anspornt, eine Hoffnung, die uns als Don-Bosco-Familie spüren lässt, dass wir als Zeichen und Träger seiner Liebe Mittler Gottes für die anderen sind: eine Hoffnung, die uns für das ewige Leben öffnet, das hier schon begonnen hat.

„Glaube bedeutet auch, Gott zu glauben, zu glauben, dass es wahr ist, dass er uns liebt, dass er lebt, dass er fähig ist, auf geheimnisvolle Weise einzugreifen, dass er uns nicht verlässt, dass er in seiner Macht und seiner unendlichen Kreativität Gutes aus dem Bösen hervorgehen lässt. [...]

Glauben wir dem Evangelium, das sagt, dass das Reich Gottes schon in der Welt da ist, hier und dort auf verschiedene Art und Weise wächst“.³⁰

Wie ermutigend sollte der Gedanke für uns sein, dass niemand für sich selbst Hoffnung ist, aber dass jeder von uns das Echo der Hoffnung für die anderen sein kann, jener *echten Hoffnung*, die die *göttlichste* Wirklichkeit ist, die im Herzen eines Menschen existieren kann.

Denn „[w]enn Jesus die Welt überwunden hat, dann ist er fähig, in uns alles zu überwinden, was sich dem Guten widersetzt. Wenn Gott mit uns ist, dann wird niemand uns jene Tugend rauben, die wir unbedingt brauchen, um zu leben. Niemand wird uns die Hoffnung rauben.“³¹

6.8. Eine konkrete Verpflichtung für die Don-Bosco-Familie

Lasst uns die letzte Enzyklika des Papstes, *Fratelli tutti*, die die Geschwisterlichkeit in den Mittelpunkt stellt, verbreiten und lesen (allein, in der Familie, in Gruppen). Diese bietet uns eine wunderbare Reflexion darüber, wie wir die Welt heilen, wie wir die menschlichen und ökologischen Schäden am gemeinsamen Haus reparieren und die Folgen der wachsenden sozialen und wirtschaftlichen Ungleichheit verringern können. Mit dem Papst sind wir sicher, dass es uns nur als Geschwister gelingen wird, das Erbe, das der Schöpfer in unsere Hände gelegt hat, zu bewahren, indem wir der Versuchung widerstehen, uns zu spalten und die anderen zu unterdrücken. Nur gemeinsam werden wir eine bessere Welt erschaffen, die den zukünftigen Generationen christliche Hoffnung gibt.

6.9. Eine Wahrheit, die wir als Ergebnis dieses Jahresleitgedankens vertiefen müssen

Ich beende diesen Kommentar des Jahresleitgedankens 2021 mit dem klaren Ziel, ein ganz besonderes Gedenken zu hinterlassen, mit einigen Zeilen, die sehr gut ausdrücken, was ich in diesem Text mitgeteilt habe und die ich einlade zu verinnerlichen. Der letzte Gedanke gilt natürlich

³⁰ Ebd., 278.

³¹ Papst Franziskus, *Generalaudienz*, Mittwoch, 27. September 2017.

unserer Mutter Maria, die die Geburt ihres unendlich geliebten Sohnes erwartend ohne jeden Anspruch in *das große Projekt der Erlösung* eingetreten ist.

Wir Christen leben „von der Hoffnung [...]: Der Tod ist nur das vorletzte Wort, das letzte Wort hat Gott selbst. Gottes letztes Wort heißt Auferstehung, Leben in Fülle, ewiges Leben. *Wir Menschen haben nicht alles in der Hand, aber wir sind in Gottes Hand*: Das ist die Gelassenheit schenkende Gewissheit von Menschen, die sich auf die Treue Gottes verlassen und auf ihn vertrauen. Die gestaltende Kraft im Leben der Glaubenden ist die Kraft des Heiligen Geistes. In unsicheren Zeiten dürfen wir uns vertrauensvoll seiner Führung anvertrauen.“³²

³² G. Augustin, *Leben bezeugen in einer sterblichen Welt*, in: W. Kardinal Kasper, G. Augustin (Hrsg.), *Christsein und die Corona-Krise. Das Leben bezeugen in einer sterblichen Welt*, Ostfildern: Grünewald, 3. Aufl. 2020, S. 76.

7. MARIA VON NAZARETH, MUTTER GOTTES, STERN DER HOFFNUNG

Maria weiß als Mutter gut, was es bedeutet, Vertrauen zu haben und entgegen jeder Hoffnung zu *hoffen*, im Vertrauen auf den Namen Gottes.

Ihr „Ja“ zu Gott hat alle Hoffnung für die Menschheit erweckt.

Maria hat die Ohnmacht und Einsamkeit bei der Geburt ihres Sohnes erlebt; sie hat in ihrem Herzen die Ankündigung eines Schmerzes, der ihr Herz durchbohren wird, bewahrt (vgl. *Lk 2,35*); sie hat darunter gelitten, den Sohn als „Zeichen des Widerspruchs“ missverstanden und zurückgewiesen zu sehen.

Sie hat Feindseligkeit und Zurückweisung ihrem Sohn gegenüber erlebt, bis sie am Fuß des Kreuzes auf Golgotha verstand, dass die Hoffnung nicht sterben würde. Deswegen ist sie bei den Jüngern als Mutter geblieben – „Frau, siehe, dein Sohn!“ (*Joh 19,26*) – als Mutter der Hoffnung.

„Heilige Maria,
Mutter Gottes, unsere Mutter,
lehre uns mit dir glauben
und hoffen und lieben.
Zeige uns den Weg zu seinem Reich.
Stern des Meeres,
leuchte uns
und führe uns auf unserem Weg!“³³
Amen.

Don Ángel Fernández Artime SDB
Generaloberer

Rom, den 25. Dezember 2020
Weihnachten

³³ Papst Benedikt XVI., *Spe salvi*, 50.

Besuchen Sie uns auch auf unseren Websites:

www.donbosco.de

www.donbosco.at

www.donbosco.ch

www.donboscoschwestern.net

www.iss.donbosco.de



Damit das Leben junger Menschen gelingt.